Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 22 (1954-1955)
Heft: 6

Artikel: Profil der Schweiz
Autor: Schürch, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758593

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

PROFIL DER SCHWEIZ

Von Ernst Schürch

Man kann dem Ursprung und dem aktuellen Sinn der Schweiz auf fernen und alten Wegen nahen.

Aachen liegt hinter uns, dessen Dom im Oktogon des Chors die Krone des Römischen Reiches darstellt und einen Armknochen vom germanischen Erneuerer des antiken Imperiums unter seinen geistlichen Schätzen hütet.

Ein Streifen neubelgischen Bodens und Kontrollposten französischer Militärpolizei lassen uns den jüngsten Ausschlag der Geschichte dieses schicksalgeschwängerten Bodens[1] fühlen. Dann sinkt die Straße in eine staubige Mulde von gelber Erde. Hier liegt das von den Ereignissen seit tausend Jahren überfahrene und vergessene *Prüm* mit einer Benediktinerabtei aus dem 8. Jahr-

[1] Die schwere Handschrift Roms liegt auf diesem Boden, in lateinischen Städtenamen wie Koblenz, Köln und Aachen, in der massiven Torburg von Trier, der Porta nigra, von deren Höhe aus der Blick weit ins Vorgelände hinaus und in die Geschichte zurück schweift. Man sollte mehr Tacitus lesen, und nicht immer nur die «Germania», jene Quelle deutschen Rassenstolzes.

Da steht an anderer Stelle, daß der römische Feldherr Cerialis einmal den Leuten von Augusta Treverorum eine Standrede gehalten hat, nachdem ein Einbruch der Germanen über den Rhein zurückgeworfen war. Die Trierer Kolonisten hatten sich mit den Eindringlingen verschworen. Der Sieger sagte ihnen nachher:

> «Immer trieb dieselbe Ursache die Germanen an, nach Gallien herüberzukommen: Begehrlichkeit und Habsucht und das Verlangen, ihren Wohnsitz zu verändern, um nach Verlassung ihrer Sümpfe und Einöden von diesem fruchtbaren Boden und von euch selber Besitz zu ergreifen. Aber freilich werden *Freiheit* und allerlei schöne Namen zum Vorwande von ihnen gebraucht, und noch niemand hat ja nach der Unterjochung anderer und nach eigener Herrschaft gestrebt, ohne sich eben dieser Worte zu bedienen.» (Tacitus, Historien, IV. Buch, 73. Kapitel.)

Das war also schon vor zwei Jahrtausenden eine alte Geschichte, und sie erstreckt sich von Cäsar bis Stalin. Ein Römer mußte es wissen. Der zynische Hohn eines aus überreifer Kultur heraus zu «unentwickelten» Leuten sprechenden Skeptikers, der die psychologische Technik der Eroberer kennt und ihre Phrasen verachtet, hat seinen Sinn nicht verloren. Wie oft sind die Völkerschaften am Rhein seither hin und her «befreit» worden!

hundert. Und darin liegt, was von Kaiser Lothar I. übriggeblieben ist. Es wird wenig sein. Denn diese Steinsärge heißen zu Recht «Sarkophage», deutsch «Fleischfresser». Sie resorbieren die Leichen bis auf die Knochen, wie uns in den Fürstengrüften der andern romanischen Kaiserdome erläutert werden sollte.

Aber der Name *Lothar* bleibt als Denkmal für das Zerreißen Westeuropas, an dem wir immer noch laborieren. Im Vertrag von Verdun (843) erhielt Lothar das Mittelstück der Dreiteilung, das sich von der Nordsee bis Sizilien erstreckte, Rom und die Kaiserwürde, Verdun selbst und auch die Westschweiz bis zur Aare einschloß. Dieses Lotharingien konnte Brücke oder Scheidemauer sein und in beiden Eigenschaften dem Frieden zwischen den andern Teilen des Reiches Karls des Großen dienen. Aber es diente den andern als Beute. Austrien und Neustrien, Deutsche und Franzosen gerieten darüber hart aneinander. Die Tragik Europas liegt darin; aber die Mühsal um die Befriedung der Grenze zwischen West- und Mitteleuropa wirft internationalen Glanz auf die Schweizerische Eidgenossenschaft.

Die alten Schweizer standen auf der Idee des alle verbindenden Reiches und widerstanden der Europa zerstückelnden Macht der Landesfürsten. Sie trieben ihre Politik natürlich von ihren örtlichen Bedürfnissen und Interessen aus. Es ist nicht ihr Verdienst, aber es war ihnen so gefügt, daß ihre Bedürfnisse und Interessen mit denen des Reiches zusammengingen. Die Reichsidee überlebte ja die Teilung, überlebte auch noch spätere Unfälle und Anfälle, bis sie schließlich mit all ihren Symbolen die Beute und ein Erbstück eines Fürstengeschlechtes wurde, und erst hier trennten sich die Wege zwischen dem Reich und der Schweiz; erst durch die Umfälschung der ursprünglichen Universalität in ein Attribut der habsburgischen Hausmacht hörte auch der Schutz auf, den das Reich gewähren konnte, und verwandelte sich in eine chronische Drohung. Darum 1291 der entscheidende Schritt zur Selbsthilfe. Habsburg, das am meisten getan hatte, um die Reichsmacht zu schwächen und um die Schweizer sich untertänig zu machen, konnte nicht ihr oberster Richter sein. Die wahre Wahl ging nicht mehr zwischen Reichstreue und Absonderung, sondern zwischen Unterwerfung und Reichsfreiheit, und in der Folge zwischen Obrigkeits- und Volksstaat. Der Volksstaat aber setzte sich durch dank dem Bundesgedanken, der mit dem echten alten Reich sich wohl vertragen hätte. Was sich draußen bekämpfte, das verbündete sich in der Schweiz.

Es ist der Gedanke, um den die heutigen europäischen Nöte und Mühen gelagert sind.

Schärfer noch als die föderative Frucht des Ersten Weltkrieges zu den politischen Realitäten steht die heutige Wirklichkeit zum Programm und dem Namen der Vereinigten Nationen, dem Ergebnis des Zweiten Weltkrieges, im Widerspruch. Es ist wieder ein Versuch, einen Bund durch Diktat von oben zu schaffen, mit der wiederholten Erfahrung, daß die gebietenden Mächte in feindliche Lager zerfallen, die noch einmal zu Heerlagern geworden sind.

Brücke oder Scheidemauer? Man hat es mit beidem versucht. Als die gewaltsame Einigung Europas unter Napoleon versagt hatte, griff die hohe Politik zur Methode des Auseinanderhaltens der Gegner an der kriegsentzündlichsten Grenze Europas, der Scheidelinie zwischen West- und Mitteleuropa. Den Ansatzpunkt dafür bot die schweizerische Neutralität, die am 20. November 1815 als Instrument des Friedens anerkannt und unter internationalen Schutz gestellt wurde. Fünfzehn Jahre später wurde Belgien als zweites Land zwischen Deutschland und Frankreich von den Großmächten in aller Form neutralisiert, später auch das Großherzogtum Luxemburg. Es fehlte an der Zwischenmauer, dem «mur mitoyen», nur noch das elsaß-lothringische Stück. Was Deutschland der Welt und vor allem sich selber erspart hätte, wenn es dieses Zwischenstück 1871 nicht an sich gerissen, sondern dem neutralen Trennungsstreifen eingefügt hätte, das ist unabsehbar. Nach menschlichem Ermessen wären die beiden Weltkriege und die heutige russische Gefahr nicht entstanden. Ein neues Lotharingien am Rhein hätte eine segensreiche internationale Funktion erhalten, wäre wohl aus einer Scheidemauer zur Verbindungsbrücke geworden, die ja im Ansatzpunkt, in der Schweiz, zwischen dem deutschen und dem französischen Element verwirklicht wurde, und schließlich wäre vielleicht der Bundesgedanke stark genug gewesen, um von unten nach oben das aufzubauen, was man bisher vergeblich, zuletzt in der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft, vom Dach aus nach unten zu konstruieren versucht hat.

Um sich zu verständigen, muß man sich erst verstehen. Es fehlt nicht an ernsthaften Bemühungen um eine französisch-deutsche Annäherung. Das breite Publikum weiß es nur nicht, was trotz allen bittern Enttäuschungen mit der Politik der Politiker an freundnachbarlichen Bemühungen auf beiden Seiten des Rheins schon vorgekehrt worden ist, nicht nur von Intellektuellen, auch von Berufsverbänden, in gegenseitigen Besuchen etwa der Weinbauern, im Austausch von Fabrikarbeitern, von Schülern, von Feriengästen in den Familien. Es gibt eine organisierte Verbindung

von deutschen und französischen Städten, wobei gerade zerstörte Siedlungen gern mittun. Schweizer haben die Bürgermeister zusammengeführt.

Aber auch die internationale Offizialität ist nicht müßig geblieben. Die UNESCO, ein grünes Gebilde am dürren Stamm der UNO, bemüht sich, die gegenseitige Kenntnis der Nationen auf höchster geistiger Ebene zu fördern. Sie hat die Ständige Konferenz der Höhern Internationalen Studien beauftragt und finanziell instand gesetzt, unter dem Gesamttitel «*Profil des Nations*» eine Schriftenreihe zu veröffentlichen.

Denis de Rougemont hat darin das Profil der Schweiz gezeichnet: «*La Confédération Helvétique*», Editions du Rocher, Monaco.

Der Inhalt dieser Schriften verpflichtet nur ihre Verfasser. Aber es ist nicht nebensächlich, daß in einer offiziell durch eine Weltorganisation unterstützten Bücherfolge die Nationen einander vorgestellt werden, damit sie sich von innen kennen lernen. Das berührt Ruf und Rang, und es weist den einzelnen Gliedern Europas ihre Funktionen im ganzen an, wenn sie einmal zu einem lebendigen Körper statt einer bloßen Konstruktion zusammenwachsen. Schon darum verdient das jüngste Buch von Denis de Rougemont unsere Beachtung.

Der Verfasser gehört ganz dem zwanzigsten Jahrhundert an, sieht also die Vergangenheit als Vorbereitung der Gegenwart und ihrer Probleme, und das bringt es mit sich, daß er die Schweiz von Europa aus profiliert. Es ist, als ob er sich darum in Ferney-Voltaire neben unser Land gesetzt hätte, um die für einen Ueberblick nötige Distanz zu gewinnen. Er ist der Typus des schweizerischen Europäers, mit dem Vorzug, den auch sein neuenburgischer Landsmann an der Spitze des Eidgenössischen Politischen Departementes aufweist: der Klarheit im Denken und der uhrmacherischen Präzision in der Formung des Gedachten. Das führt zur Uebereinstimmung im großen Leitgedanken: die Schweiz muß als Muster und Herz Europas bleiben, was sie ist, und kann sich dereinst, wenn die Westwelt sich in einem echten Bündnis gefunden hat, erst als allerletztes Bundesglied anschließen, weil sie vorher mit der Neutralität den eigentlichen Sinn ihres Wesens aufgeben und ihre historische Aufgabe verraten würde.

Es ist der *europäische* Sinn, die europäische Aufgabe, die Denis de Rougemont vorschwebt. Wir finden in seinen Gedankengängen die starken Gründe für die Aktivierung der Neutralität, deren Träger Bundesrat Petitpierre ist. Im übrigen scheinen die Arbeitsgebiete der beiden Neuenburger weit auseinander zu liegen: hier die tägliche Beschäftigung mit der in tausend Einzelheiten sich

mühenden Praxis, das Suchen des rechten Weges, der früher wie eine bequeme Landstraße ausgesehen haben mag, aber durch Bergstürze verschüttet wurde und schon zu einer Gratkletterei geführt hat — dort das freie Walten im Reich des Geistes, ein Walten, das den heute erst 48jährigen Denker zu einem in der Alten und in der Neuen Welt bekannten Träger aufbauender Menschheitsideen gemacht hat. Er war schon mit 29 Jahren Lektor an der Universität Frankfurt, war Professor an der Ecole libre des Hautes Etudes, half in Paris die «personalistische Bewegung» ins Leben rufen, wurde 1950 Direktor des Europäischen Kulturzentrums, leitete den Kongreß für kulturelle Freiheit.

Er hat sich schon früher mit der Gestalt der Schweiz im europäischen Rahmen befaßt, wie der herausfordernde Buchtitel «Mission ou Démission de la Suisse» bezeugt. Diese Streitschrift gibt uns deutliche Zeichen für die Art, wie er die Aufgabe anfassen konnte, das Profil des eigenen Landes in die Gesellschaft der Nationen hineinzukombinieren:

«Le vice fondamental de notre société et aussi de notre culture: c'est une absence totale de vues d'ensemble.»

«La religion est l'opium du peuple, disait Marx. Je lui réponds que la croyance au Progrès est devenue l'opium de la pensée.»

«Rester soi-même au sein d'un groupe, être un homme libre et pourtant relié, c'est l'idéal de l'homme occidental.»

«Ceux qui ne savent pas que le but de toutes nos libertés est uniquement de laisser à chacun le droit d'obéir à Dieu seul, plutôt qu'à soi-même ou aux autres, ceux-là penseront toujours, non sans raison, que la liberté risque de se confondre avec l'anarchie.»

«Il faut partir des *faits,* mais il faut en *partir* justement, aller au-delà, et dans un sens qui ne peut être révélé que par la foi.»

Das neue Buch, das uns der Welt vorstellt, ist nicht weniger ein Aufruf an uns, gemäß der von der Geschichte gestellten Aufgabe unsere schweizerische Rolle zu spielen, im Sinne von «Mission ou Démission»:

«Le seul moyen réel et réaliste de conserver nos privilèges, c'est de les considérer comme des charges dont nous sommes responsables vis-à-vis de la communauté européenne.»

«La vocation actuelle et historique de la Suisse, c'est de défendre et d'illustrer aux yeux de l'Europe le principe du fédéralisme, principe radicalement contraire à tout système totalitaire et seule base possible et solide de la paix que nous espérons.»

«De par notre situation, nous sommes pratiquement condamnés à l'idéalisme.»

Mit einem drückenden Gefühl der Inkongruenz zwischen der Aufgabe und den Kräften, sie zu lösen, treten wir, von «Mission ou Démission» ausgehend, an das Porträt der Schweizerischen Eid-

genossenschaft heran. Erlaubt uns denn, so fragen wir uns, die Macht der Dinge, eine derartige Schlüsselrolle zu spielen? Da finden wir nur einen ironischen Trost in der Nebenbemerkung:

«La force des choses n'est qu'une traduction automatique de la faiblesse des hommes.»

Aber *Lucien Febvre* führt uns mit einer aufmunternden Handbewegung in die Gedankengänge des Buches ein. Er findet in ihm eine wahre Offenbarung der Schweiz. Er hätte vielleicht die Schilderung ihrer Persönlichkeit gern etwas weniger nur gedanklich-abstrakt gesehen, und möchte als eigenen Beitrag den schönen Einfall beitragen, daß das Bergland freilich zunächst den Horizont seiner Bewohner einenge und sie partikularistisch abkapsle, aber doch den Drang in die Höhe wecke, wo sich die ungehemmte Rundsicht auf die Welt eröffne, so daß der lebendige Sinn für fremde Art und das Bedürfnis der Verbindung mit den Nachbarn erwache.

Febvre gibt auch ungewollt ein Zeugnis dafür, wie unbekannt die Schweiz in ihrem wirklichen Wesen eigentlich immer noch ist. Es ist dem frühern Universitätsprofessor in Straßburg, Mitglied des Institut de France und Generaldirektor der französischen Encyclopédie, nicht bekannt geworden, daß es seit dem gutmütigen Toepffer Schweizer gegeben hat, die das eigene Volk karikiert haben. Ein Band «Bö» könnte vielleicht helfen, eine Lücke stopfen. Es ist nun einmal so, daß Franzosen, und auch andere Völker, vom geistigen Leben der deutschen Schweiz oft recht wenig wissen. Man spürte es ja zuweilen schon bei unsern Welschen.

Man darf von den Folgen der Pflege des Mittelmaßes, die sicher eine schweizerische Erscheinung ist, auf die Mittelmäßigkeit unserer geistigen Persönlichkeit schließen, soviel man will. Schärfer, als es unsere eigenen Gesellschaftskritiker, von den großen Schriftstellern bis zu den Witzblättern, getan haben und noch allwöchentlich tun, kann man die helvetische Unzulänglichkeit gewiß nicht geißeln. Dazu braucht es eben die Weltgängigkeit, die antiseldwylerische Seite des Schweizers, die Febvre entdeckt hat. Der unausgesprochene, aber recht greifbar angedeutete Vorwurf einer herrschenden spießbürgerlichen Empfindlichkeit gegen Kritik wäre, wie uns scheint, übertrieben. Es ist nicht gleichgültig, daß die Schweizer, gerade wenn es in bester Absicht und mit viel Sympathie geschieht, den andern Europäern als ein Volk vorgestellt werden, das nicht imstande wäre, über sich selbst zu lachen, und darum von den andern gelinde belächelt werden dürfte.

*

De Rougemont beginnt mit den vielzitierten Versen von Victor Hugo:

1. «Le Suisse trait sa vache et vit paisiblement.»
2. «La Suisse, dans l'Histoire, aura le dernier mot.»

Zwischen der Ansichtskarten-Idylle und der über Jahrtausende hinausschweifenden Vision sucht nun der Verfasser die wirkliche Schweiz.

Aber man beachte die Spannung, auf die es uns vor allem und auf die es zum Schluß auch dem Verfasser ankommt: die Spannung zwischen «*le* Suisse» und «*la* Suisse»: hier der Mensch in der Beschränkung seines bescheidenen Tagewerkes, friedlich das Stücklein Boden und das Streifchen Zeit genießend, die ihm beschieden sind — dort die hohe weltgeschichtliche Mission seines Landes, für die nun er, der Kleinbauer und Kleinbürger, doch wohl die Verantwortung mitträgt. Denn es gibt keine Schweiz ohne Schweizer, und die Schweiz, wie sie sein soll, nicht ohne die Schweizer, wie sie wirklich sind.

Im Kapitel «Das Volk und seine Geschichte» lesen wir, wie schon die Entstehung der politischen Schweiz im Zeichen einer europäischen Aufgabe gestanden hat: den Gotthard zu hüten, vor allem für das Reich. Dazu dienten die Freiheiten, die von den Kaisern den Talschaften am Nordzugang verliehen wurden, und von allem Anfang fragte es sich in der Schweiz: «Frei wozu?», und nicht nur «frei wovon?»

Wir kennen nun den Gotthardmythus, wie er von Tessinern verkündet, von Bundesrat Motta in hohen Tönen gefeiert worden ist. Als nüchterner Neuenburger geht de Rougemont von den Tatsachen aus. Er wiederholt nicht, daß die Schweiz in europäischer Mission die Alpenpässe hütet, um die Nachbarn voreinander zu schützen. Er weiß, und ist vielleicht im stillen glücklich darüber, daß es noch andere Uebergänge gibt, die wir nicht zu hüten haben. Im Ersten Weltkrieg hat Deutschland Italien und im Zweiten Weltkrieg Italien Frankreich über die Alpen hinweg angegriffen, ohne daß darum schweizerisches Gebiet verletzt werden mußte. «Die» Alpenpässe zu hüten, wäre eine für unsere Sicherheit zu gefährlich große Aufgabe gewesen.

Gegen die Meinung, die Denis de Rougemont übernommen hat, nur der Gotthard erlaube, in einem einzigen Bergpaß Italien zu erreichen, möchten wir daran erinnern, daß man nicht zuerst die Berner Alpen übersteigen muß, um an den Simplon und den Großen St. Bernhard heranzukommen.

Daß der Gotthard seine strategische Bedeutung behalten habe, wird wohl richtig sein, aber es fragt sich, in welchem Maß, und je geringer dieses Maß ist, um so weniger glorios wird die Wacht am Gotthard. Die strategische Hauptstoßrichtung geht ostwestlich und westöstlich, seit dem alten Reich nicht mehr nordsüdlich. Und nachdem man Artillerie über den Himalaja geflogen hat, werden Bergstraßen und Bahntunnels verhältnismäßig weniger unentbehrlich, und die ungeheure Geschwindigkeit und Reichweite der neuzeitlichen Waffen machen unser Land noch einmal kleiner und seinen Besitz militärisch weniger wertvoll. Zu unserem Heil: das Verhältnis zwischen dem Preis und dem Gewinn, den eine gewaltsame Eroberung einbrächte, kann für rechnende Generalstäbe nun erst recht wenig verlockend gestaltet werden. So kann die Kleinheit des Landes zu seiner Sicherheit beitragen. Das ist nicht paradoxer, als daß die Schweiz ihre Stärke aus einer Eigenschaft bezieht, an der andere Staaten zugrunde gegangen sind: aus der Verschiedenheit ihrer Teile.

Es gibt andere Einzelheiten, zu denen man ein Fragezeichen setzen könnte. Daß Zwingli verraten worden sei, mag als Interpretation seines Endes hingenommen werden. Aber ist Waldmann ermordet, und nicht vielmehr gerichtet worden? Beide fielen, wie es der Verfasser schildert, als Opfer ihrer persönlichen Führerrolle, die sich mit dem eidgenössischen Egalitarismus nicht vertrug.

Hier liegt ein Schutz der Freiheit in einer rauhen Schale. Bis heute fühlen wir, wie mächtig die Eifersucht gegen zu hervorragende Volksgenossen ausschlagen kann. Das ist nicht, wie oft und laut geklagt wird, erst mit der neuzeitlichen Demokratie so geworden. Die Unduldsamkeit gegen hervorstechende Standesgenossen war ja im aristokratischen Bern besonders stark. Sie vertrieb mehr als einen bedeutenden Geist aus der Stadt. Es war ein hoher Preis für ein nicht weniger bedeutendes Gut: die schweizerische Gemeinde blieb in hohem Maß frei von Kämpfen der Faktionen, und die Tyrannis italienischen Stils blieb uns erspart. Man wird dennoch mit Bedauern sehen, wie der große Haller (Albrecht, nicht Jean!) in seinem spätern Alter politisch zahm geworden ist und seine geistvolle Kritik an den regierenden Ständen und Zuständen aufgegeben hat, als ob sie eine Jugendtorheit gewesen wäre — und war doch im Grunde der Kassandraruf vor dem Untergang.

Das große Anliegen des Verfassers ist die *föderalistische Ordnung*. Geistvoll und kraftvoll, fühlbar belebt durch den Glauben, zu dem er von den Tatsachen aus vorgedrungen ist, verkündet er das Grundprinzip, die politische Lebenslinie der Schweiz, und

ungewollt erhebt sich im Hintergrund das leicht gefährliche «Helvetia docet». Aber man kommt nicht daneben vorbei und nicht darüber hinweg, daß die Frage, wie man Völker verbindet, die aktuelle, schmerzliche Schicksalsfrage Europas ist. Die Schweiz hat eine Lösung, und sie darf ihr Licht nicht unter den Scheffel stellen. Da sind uns unsere Welschen besonders willkommen, um andern das Beispiel der Schweiz zu erklären. Sie verfallen nicht leicht in die leidige schulmeisterliche Pedanterie. Mit Dank erinnern wir uns daran, daß auf Ende des Zweiten Weltkrieges, der der Zusammenbruch der im Völkerbund angestrebten kollektiven Sicherheit war, *William Rappard* einen gewichtigen Band veröffentlicht hat: *Cinq siècles de Sécurité Collective* (Librairie du Recueil Sirey, Paris, und Librairie Georg & Cie., Genf, 1945): Hier habt ihr das Beispiel, wie man es machen muß, aber auch die Folgen, wenn man den Bund im Stich läßt, wie es das alte Regiment in der Schweiz 1798 getan hat. Eine Mahnung an die Eidgenossen von heute, aber doch auch schon eine Demonstration für andere.

Denis de Rougemont greift den Gedanken Rappards auf. Der wahre, der haltbare Bund beruht auf einem Eid, dem beschwornen Vertrauen unter Gleichgestellten, nicht wie man es heute oft behauptet, auf der Führung durch eine Vormacht. In verschiedenster Weise haben sich die Alten Orte und Zugewandten zur gegenseitigen Hilfe verpflichtet und haben das Verfahren der gegenseitigen Beratung, Art und Maß und geographische Reichweite der Waffenhilfe sorgsam geordnet und aus den politischen Abkommen durch den Bundesschwur eine Gewissenspflicht gemacht, auch den Ewigen angerufen, damit er dem Werk der vergänglichen Menschen Bestand verleihe. So, aber auch nur so, konnten auch die Nachkommen verpflichtet werden, und es entstand eine starke und wunderbar stärkende Verbindung der Generationen. *Menschen* banden sich, nicht nur juristische Personen.

Keine zentrale Gewalt, sondern der gemeinsame Wille war maßgebend. Grundsätzlich, wenn auch mit Modifikationen in den einzelnen Verträgen, waren die Bundesgenossen gleichberechtigt. Bundesglieder aber waren Land- und Stadtgemeinden, die sich in die staatliche Sphäre hinauf entwickelten, als kein Reich sie mehr schützte und sie die Justiz in die eigene Hand nehmen mußten. Man kann sich in der Schweiz vorstellen, wie ein Staatsgebiet von einer Zentralgewalt aus in Verwaltungsbezirke eingeteilt wird, nicht aber, wie man eine Bundesrepublik aufstellt, in der die Bundesglieder erst noch geschaffen werden müssen, wie der namenlose Südweststaat Deutschlands ohne eigene Initiative

zusammengeklebt wurde aus Teilen Badens und Württembergs, nur weil die Besetzungsbehörde wegen einer Autostraße diese Einteilung der Besetzungszonen für richtig befunden hat.

Auf der Gemeinde beruht das Bürgerrecht. Sie ist das Fundament des ganzen politischen Aufbaus. Nur ein derart von unten auf erbauter Bund wird bodenständig und wetterfest sein. Nur er ist föderalistisch.

Denis de Rougemont wendet sich gegen die schweizerische Entartung des Begriffs Föderalismus, den man oft braucht, um einen Partikularismus zu drapieren, der bis zur geistigen Absonderung entarten kann. Föderalist ist, wer das foedus, das Band, den Bund, als das Wesentliche ansieht. (Ramuz war kaum ein Föderalist im richtigen Sinn.) Natürlich gehört auch dazu, daß nicht eine Zentralgewalt kommandiert, daß sie nur die Aufgaben übernimmt, die von den Bundesgliedern nicht erfüllt werden können, und daß sie in erster Linie für den Zusammenschluß gegen außen sorgt. Aber zuerst muß man sich eben dauernd und fest verbinden, und nur dann darf man sich Föderalist nennen.

Der Eid bindet nur, wenn das gegenseitige Vertrauen die Beziehungen zwischen den Bundesgliedern beherrscht. Auch die Freiheit in der Ordnung, zunächst im Innern der Bundesglieder, ist nur möglich dank dem Vertrauen unter den Gliedern der Gemeinschaft. Dem Wunsche Febvres nach mehr Konkretem in der Darstellung der schweizerischen Art könnten wir am besten nachkommen durch die Eindrücke zweier fremder Sanitätsoffiziere, die in der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges interniert waren.

Der eine, ein Russe, von den Deutschen vor Stalingrad gefangen und in abenteuerlicher Flucht in die Schweiz gelangt, wo er als Bauernknecht, Fuhrmann, zuletzt als Ersatz für eine Köchin und Kindermagd in einer Familie des Berner Oberlandes tätig war, sich daneben als Zahntechniker ausbildete und schließlich eine schweizerische Witwe mit Geschäft heiratete, war als elfjähriges Kind politisch ermordeter Eltern in einer Anstalt versorgt und ohne irgendwelchen Einfluß von Familie und Gesellschaft rein bolschewistisch erzogen worden. Er zeichnete sich so aus, daß er zum Militärarzt ausgebildet wurde und achtzehnjährig als Leutnant schon eine bedeutende Organisationsaufgabe erhielt. Was er von seinen Soldaten hörte, ließ ihn am Kommunismus zweifeln. Er sagte mir, die Schweizer seien von Natur anders als die Russen. Er habe der Dorfjugend beim Spielen zugeschaut, einem Jagd- oder Fangspiel, wie man es wohl überall treibe. Da habe einer der Knaben gesagt, er habe nun genug und gehe heim. Und man habe ihn wie selbstverständlich gehen lassen. In Rußland wären alle

Kameraden mit den Fäusten über ihn hergefallen; da gebe es keine Freiheit, eigene Wege zu gehen.

Der andere, ein Italiener, hatte den furchtbaren Winterfeldzug in Rußland hinter sich und wußte von der ungenügenden Bekleidung und Ausrüstung, besonders dem Mangel an Transportmitteln der italienischen Sanität zu erzählen. Ich fand ihn in einem Berner Bauernhause untergebracht, wo er mit der Familie und den Dienstboten zusammen am Tische aß. Er war völlig erstaunt und sagte mir, er sei natürlich Faschist gewesen, er wäre sonst nicht Offizier geworden. Aber von *Autorität* habe er bisher keine Ahnung gehabt. Erst hier habe er etwas davon begriffen. Da gebe der Meister am Morgen die Befehle aus, und dann arbeite tagsüber alles geräuschlos (es gebe da wenig mehr zu reden) Hand in Hand. Man erlaubte ihm, Gemeinderatssitzungen beizuwohnen. Es ist eine unserer kleinsten Landgemeinden, rein bäuerlich. Und hier stieß er auf den innersten Kern des Schweizertums.

Man kenne sich in diesem kleinen Kreis von Nachbarn gründlich, sagte er, und wähle die Leute, denen man vertraue, in die Behörden. Man habe (außer dem Gemeindeschreiber) nur unbesoldete Ehrenämter, und die Ehre liege darin, das Amt richtig zu versehen. Das Vertrauen reiche aber nie so weit, daß man die Rechnungsrevision nicht genau und kritisch durchführe. Und nun soll ich sehen, was diese winzige Gemeinde zustandegebracht habe: das Schul- und Gemeindehaus, die Wasserversorgung. Da regiere keine Obrigkeit hinein.

Sein heller Verstand erfaßte sofort, daß dies die einzig solide Art sei, einen Staat aufzubauen, auf einem Fundament gesunder Nachbarschaften. Er fand das Große, das in kleinen Dimensionen liegen kann. Nur so, meinte er, könnte man Italien wieder aufrichten: mit einer Autorität, die auf Gemeinsinn beruht, und mit kleinen Gemeinschaften, die stark und stolz genug sind, sich selbst zu verwalten. Anderswo, so meinte er, setze man sofort den hohen Hut auf und verkündige den eigenen Ruhm, sobald etwas gelungen sei, und das Kleine und die Kleinen seien verachtet; erst die Provinz gelte als der Rede wert, oder eine große Stadt.

So fand er in der Schweiz Freiheit und Autorität organisch verbunden, aber auch Demokratie und Vertrauen. Die französische Meinung, die Demokratie sei das politische System des Mißtrauens, treffe hier nicht zu, weil das Vertrauen nie unbedingt und unbeschränkt sei, und die andere Meinung, die Autorität beruhe auf der unkritisierbaren Herrschaft allein verantwortlicher Menschen, sei widerlegt durch die gebietende Gemeinschaft und die Disziplin im Gemeinwerk.

Man muß zugeben, dieser Italiener (der übrigens jetzt, wie auch der Russe, auf dem Weg zur Einbürgerung ist) hat es außerordentlich glücklich getroffen, aber er hat das Wesentliche auch in einer für uns selber überraschenden griffsichern Intuition erfaßt. Wir werden an den beiden Neubürgern etwas mehr als Papierschweizer gewinnen.

Sie zeigen uns auch, was wir schon von André Siegfrieds Buch «La Suisse démocratie-témoin» her wissen, daß wir die Ausländer brauchen, um die Schweiz gründlich verstehen zu lernen. Aber gehen wir zurück zu dem, was ein Schweizer dem Ausland über die eigene Heimat zu sagen hat.

Der historische Scheinwerfer läßt drei Gestalten aufleuchten. Vor allem *Niklaus von der Flüe*, dem Denis de Rougemont schon eine dramatische Dichtung gewidmet hat. Er verkörpert in wundervoller Weise den besten Charakter und die Bestimmung der Schweiz, als Retter des Friedens unter den Eidgenossen, als Mahner zur Beschränkung auf das eigene Land und zur Neutralität: Macht den Zaun nicht zu weit, und mischt euch nicht in fremde Händel. Ihm gegenüber steht der Imperialist *Kardinal Schiner*, der mit der schweizerischen Waffengewalt ein Mittelreich aufbauen wollte, mit Burgund, der Lombardei und Schwaben. Der Dritte ist *Zwingli*, der, wie es de Rougemont sieht, die Schweiz rettete, indem er sie auf den Sinn ihrer Bestimmung zurückführte: er habe das politische Ideal des Einsiedlers vom Ranft in die Wirklichkeit übersetzt. Jedenfalls ist seine Reaktion gegen die entfesselte Zuchtlosigkeit, die Reisläuferei, die Vernachlässigung der Arbeit nötig und heilsam gewesen. Wir brauchen darob nicht zu vergessen, daß auch er weitausgreifende Pläne hatte. Er hätte durch ein Burgrechtssystem mit den deutschen Städten, durch Bündnisse mit Frankreich, Dänemark und Venedig Habsburg niederhalten wollen, das sich der Kaiserkrone bemächtigt hatte. Aber die deutschen Fürsten waren lutherisch und lehnten ab.

Von großer Bedeutung ist, daß Zwingli durch seine Kirchenverordnung die Rolle der Gemeinde noch einmal verstärkte. In dieser Hinsicht hat Calvin wenig Einfluß auf die Schweiz gehabt.

Der Fremdendienst gab den Schweizern das, was ihr befriedetes und neutrales Land nicht mehr bot: die Gelegenheit zum Abenteuer und zum Aderlaß am Bevölkerungsüberschuß. Er führte auch dazu, daß die Aristokratie sich durch ausländische Verbindungen stark internationalisierte, während sie in andern Ländern das nationale Element gegenüber der Internationale der gekrönten Häupter vertrat.

An die Stelle ausgesprochener Prinzipien und ausgefeilter Theo-

rien trat in der alten Schweiz das gemeinsame Bedürfnis nach Erhaltung des innern Gleichgewichts.

Im Kapitel «Die politischen Institutionen» schildert der Verfasser den dreigestuften Aufbau, Gemeinde—Kanton—Bund, mit der fundamentalen Funktion der untersten Stufe. Zum Charakter des Volksstaates gehört vor allem, daß die Verwaltungsmacht durch die Justiz beschränkt wird, was einen geordneten Widerstand gegen Amtsbefehle vor deren Vollstreckung ermöglicht. Das geht die Freiheit an, und wir verstehen nun, was Jacob Burckhardt über die Rolle und den Wert des Kleinstaates sagt und was in den Worten von Alexandre Vinet liegt:

«Il ne s'attache ni moins de poésie, ni quelquefois moins de célébrité, à l'existence des petites sociétés politiques qu'à celle des plus grands Etats. Leur histoire a souvent un caractère imposant qui manque à celle des empires. Elle est davantage l'histoire de la liberté.»

Mit diesem erhöhten Maß von Freiheit müssen wir das Minus aufwiegen, das die engen Landesgrenzen der Entfaltung der Persönlichkeit eintragen. Aber Freiheiten zu haben genügt noch nicht, um frei zu sein. Frei ist nur, wer die Kraft hat, seinem Höchsten zu gehorchen.

Unserer Jugend fehlt manchmal die Gelegenheit zu Abenteuern. Die Berge ersetzen in dieser Hinsicht die weltumspannenden Meere nicht. Wirtschaftlich aber ist die Lage der Schweiz wegen der immer enger und unlösbarer werdenden Verflechtung mit der Weltkonjunktur nahezu selber ein chronisches Abenteuer. Die Anpassungsmühen eines kleinen Volkes, das auf kargstem Boden eine Wirtschaft aufbaut wie eine auf die Spitze gestellte Pyramide, das Ineinanderspielen von individueller und kollektiver Unternehmung werden in einem Kapitel über wirtschaftliche Institutionen und Aspirationen knapp dargestellt, von der Markgenossenschaft über die Exportindustrie bis zur Erschließung der Wasserkräfte. Es wäre auch über die weltweite Tätigkeit der schweizerischen Finanz und besonders der Versicherungsgesellschaften Wesentliches beizufügen, das unserer Wirtschaft ein eindrucksvolles internationales Profil gibt. Nur gegen das Risiko, das in unserm Verwachsensein mit einer gefährlich labilen Welt liegt, gibt es keine Versicherung, höchstens Palliativmittelchen gegen akute Arbeitslosigkeit. Zu der Gefahr von außen gesellt sich die Tatsache, daß wir mehr und mehr die nationale Arbeit durch Teilung internationalisieren und wichtige Gebiete den importierten Ausländern überlassen.

Wir finden auch über Familie, Erziehung, Armee und besonders über das religiöse Leben Betrachtungen, die den Eindruck erwecken, daß unser Land eine Ausnahme sei, verwandt und verwachsen mit dem übrigen Europa, aber mit anders gemischten Elementen. Aus Widerspruch und Widerstand gegen die Umwelt ist die schweizerische Eidgenossenschaft entstanden, und heute heißt es: «Behalte, was du hast, auf daß dir niemand deine Krone raube.» Denn nur dann, wenn die Schweiz sich selber treu bleibt, kann sie der hohen internationalen Bestimmung gerecht werden, die Denis de Rougemont unentwegt vor Augen hat. Er schließt mit einem Ausblick:

«In dieser Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts kämpft die Schweiz, um im Herzen des Kontinentes ein Bild der europäischen Zukunft zu bewahren, auch wenn sie nur ihre Interessen und ihren Lebensstandard zu verteidigen glaubt. Durch die Natur ihrer Wirtschaft und die Mehrzahl ihrer Kulturen enger als irgendein Land mit der Welt verbunden, aber fortwährend in Gefahr, durch die Hindernisse erstickt zu werden, die ihre Nachbarn dem materiellen und geistigen Austausch entgegensetzen, wird sie auf die Dauer nur dann hoffen dürfen, ihre bürgerlichen Freiheiten und ihre Unabhängigkeit zu bewahren, wenn Europa sich föderalisiert. Diese Verbündung muß aber erst noch wahr und wirklich gewollt sein, tatsächlich zum friedlichen Gleichgewicht beitragen und darf nicht Macht- oder Blockkämpfen als Vorwand dienen. Erst dann wird die Schweiz, ohne ihre tiefere Bedeutung zu verleugnen, in einem helvetisierten Europa aufgehen können.»

*

Von dem Reichtum der Gedanken, die das Buch «La Confédération Helvétique» enthält und weiter im Leser wachruft, von einem fesselnden, hochragenden Bild der Schweiz in der Welt weg wenden sich die Blicke zwangsweise nach dem heutigen Geschlecht, das in eine ihm von außen zufallende Rolle und Aufgabe hineingestellt ist. Gibt es da nicht eine schmerzliche Diskrepanz?

War nicht unser Land diesen Sommer voll Festfahnen und Mißmut zugleich? Wo steckt da das erhebende Bewußtsein, einem Lande anzugehören, das in den letzten Jahren an internationaler Achtung und Bedeutung unausgesetzt gewonnen hat, und wo finden wir jene Stimmung, die zur Bestimmung der Schweiz gehören müßte? Je mehr man vom langweiligen «malaise» schreibt, um so

verdrießlicher wird das Werktagsgesicht. Da müßte ein jugendfrischer Geist hereinwehen in die Seelen, auf daß man lerne, sich des vielen kleinlichen Klagens zu schämen und mit vereinten Kräften auf das hohe Ziel hinzumarschieren, das uns so offenkundig als Erfüllung des helvetischen Wesens in der Welt gesteckt ist. Dann müßten wir, von den Tatsachen ausgehend, den Mut und die Kraft zum Glauben an den weitern Weg der Schweizerischen Eidgenossenschaft finden.

Dieses Buch — mögen die Alten müde am Wege liegenbleiben — gehört in die Hand der nachrückenden Generation.